



Redner Strauß: „Das rednerische Urtalent muß in der eigenen Natur liegen“

„Ich bin der geborene Anti-Rhetor“

Die Rednerschule des Franz Josef Strauß

Die Sprache der Politik, der Politiker als Redner: Zu diesem Thema habe ich in Hunderten von Parlamentsreden, in Tausenden von Vorträgen und Festansprachen, vor allem aber in Versammlungen und Wahlkampfreden einen überdurchschnittlichen praktischen Beitrag geleistet. Ein Politiker, der ein guter Redner sein will, wird immer einiges sagen, was die Leute nicht verstehen – er kann es, er darf es, ja, er muß es sogar. Erfolgreichen Rednern haftet grundsätzlich etwas Mysterisches und Geheimnisvolles an.

So kommt es auch, daß es mir nicht übelgenommen wird, wenn ich bei Massenveranstaltungen und anderen volkstümlichen Anlässen ausführlich griechische oder lateinische Zitate in meine Rede einflechte – nicht mühsam vorbereitet, sondern spontan. Nicht der ist der beste Redner, der bis zum letzten Satz von allen Zuhörern verstanden wird – und was für den redenden Politiker gilt, paßt auf den Politiker schlechthin.

Ich bin der geborene Anti-Rhetor. Erstens rede ich nie kurz, zweitens bilde ich lange Sätze, drittens verwende ich viele Fremdwörter und fremdsprachige Zitate. Aber alle drei Dinge zusammengenommen führen offensichtlich zu einer rhetorischen Wirkung, über die ich mich, was Größe und Ausdauer meines Publikums angeht, nie zu beklagen habe. Nach Meinung meiner Kritiker rede ich deutsch, als ob ich versuchte,

das Latein Ciceros auf deutsch zu bieten, nämlich lange, verschlungene Satzkonstruktionen, die am Schluß dann doch wider alle Erwartungen aufgehen. Aufmerksamen Zuhörern stellt sich die Frage, ob ich das Satzende erreiche oder nicht – was für zusätzliche Spannung sorgt.

Die Länge meiner Rede ist gelegentlich durchaus auf meine Freude am Formulieren, auf meine Lust an der Darstellung zurückzuführen. Allerdings gebietet es meiner Meinung nach schon die Höflichkeit gegenüber den Bürgern, sie nicht, wenn sie zu Tausenden und von weither kommen, in wenigen Minuten mit ein paar Schlagworten abzuspeisen. Ich halte es für eine Zumutung, wenn der Bürger, der kommt, um vom Politiker Auskunft zu erhalten, mit nichtssagenden Floskeln bedient wird. Zwanzig Reden am Tag von jeweils fünf Minuten Dauer – als Politiker wie als Redner halte ich das für einen falschen Weg.

Zur erfolgreichen Rhetorik gehört, nie den Kontakt zu den Zuhörern, seien es einige hundert oder viele tausend, zu verlieren. Die Augen sind dafür das wichtigste Instrument. Wenn ich mich in ein Redemanuskript verliere, geht der Kontakt verloren, was ich sofort merke – es ist, als würde der Strom abgeschaltet. Selbstverständlich kann ein Politiker nicht immer frei sprechen, er muß sich erarbeiteter Vorlagen bedienen. Diese

sollte man sich vorher aufmerksam zu Gemüte führen, wichtige Passagen einprägen und Stichworte so unterstreichen, daß sie mit einem Blick erfaßt werden können.

Wichtig für den Redner ist der äußere Rahmen: daß der Saal in Ordnung ist, daß die Akustik stimmt und daß es kein Kommen und Gehen gibt. Die Technik muß funktionieren, schlecht eingestellte Lautsprecher können eine ganze Rede kaputtmachen. Es ist besser, in einem kleinen Raum zu sprechen, der überfüllt, als in einem großen, der halbleer ist.

Zwischenrufe sind für mich ein belebendes Element, sie geben die Chance zu spontaner Antwort und können, geschickt gekontert, das Publikum erwärmen und erheitern. Ich kann mich nicht erinnern, daß mich ein Zwischenruf jemals völlig aus dem Gleis geworfen hätte. Mein seit vielen Jahren verwendeter Einwand, Politik werde mit dem Kopf, nicht mit dem Kehlkopf gemacht, hat immer wieder seine Wirkung getan – ein Publikum, das lacht, steht schon weitgehend auf der Seite des Redners.

Ich habe mich zu keinem Zeitpunkt meiner Rednerkarriere als Reiter eines Pferdes gefühlt, das ich nicht beherrsche. Es gibt jedoch viele Politiker, die nicht nur ablesen, was ihnen vorgelegt wird, sondern die auch, ausschließlich auf Selbstdarstellung, Repräsentation und fernsehwirksame Auftritte bedacht, alles unterschreiben, was ihnen der Apparat vorlegt. Bei mir weiß man genau, daß ich, wenn ich Zeit habe, jede Zeile lese, zumindest aber ein dichtes Netz von Stichproben werfe.

Es wird oft darüber geklagt, daß Reden von Politikern sehr langweilig seien und nichts anderes böten als langatmige Aufzählungen echter oder vermeintlicher Erfolge der Regierenden und echter oder vermeintlicher Versäumnisse der Opposition. Dies hängt damit zusammen, daß solche Reden weitgehend ohne Risiko sind. Weit riskanter ist es, die breite Vielfalt des Sarkasmus, der Ironie, des Witzes, die Möglichkeiten der kunstvollen Pause, des Tempowechsels und der Satzmelodie zum Einsatz zu bringen. Wenn über den Niedergang der politischen Rhetorik im Lande geklagt wird, spielt die Scheu vor dem Risiko sicher hinein.

Das Bedauern über die Verkümmern der politischen Redekunst hat natürlich auch damit zu tun, daß die Generation von heute anders ist als die Gründergeneration der Bundesrepublik. Das heutige politische Leben wird leider stark von den anpassungsfähigen und geländegängigen Typen bestimmt, bei denen weder Inhalt noch Form den Anschein kerniger Originalität und intellektueller Kraft aufkommen lassen – und beides gehört zur Grundausrüstung eines guten politischen Redners.

Sarkasmus und Ironie sind im übrigen Mittel, die behutsam und vorsichtig einzusetzen sind. Man kann kaum vorsichtig genug sein, will man nicht Mißverständnissen Tür und Tor öffnen. Ich habe zu meinem Leidwesen oft erfahren, daß Ironie oftmals nicht verstanden wird. Die Kunst der Rede ist eine zeitlose Kunst. Die äußeren Bedingungen mögen sich ändern, die psychologischen Voraussetzungen einer erfolgreichen Rede bleiben gleich. Dies bedeutet auch, daß sich meiner Meinung nach die Redekunst nur bis zu einem gewissen Grad erlernen läßt. Man kann bestimmte Fehler vermeiden, man kann sich Techniken aneignen, man kann Stilmittel einüben. Aber das rednerische Urtalent muß wohl in der eigenen Natur liegen.

Zu den Fehlern, die ein Redner unbedingt vermeiden sollte, gehört das trockene Ablesen, das ängstliche Kleben am Wort, das Sich-Vergraben im Manuskript, das unverständliche Nuscheln. Zu langsames wie zu schnelles Sprechen hat seine Tücken; besteht beim einen die Gefahr einschläfernder Langeweile, kann beim anderen manche Pointe und mancher Witz verlorengehen. Wie manche Pfarrer die Kirche leer predigen, reden auch manche Politiker den Saal leer, wobei bemerkenswert ist, daß sie aus ihren offensichtlichen Fehlern nicht lernen wollen oder können.

Deutschen hier natürlich in einer anderen Situation seien, da sie im Gegensatz zu Frankreich und Italien unter einem besonderen Vorbehalt stünden. Chaban-Delmas: „Sie meinen das Brüsseler Protokoll, das den Deutschen die Entwicklung und Produktion von ABC-Waffen auf deutschem Boden verbietet. Aber Sie sind doch völlig frei, das im Ausland zu tun. Und wenn wir Franzosen das anbieten, gibt es keine Bestimmung des Brüsseler Protokolls, die dem im Wege stünde.“

Ich erklärte, daß dieses Thema für uns Deutsche eine explosive Angelegenheit sei, der Bundeskanzler und der Außenminister seien selbstverständlich unterrichtet. Um das heiße Eisen abzukühlen, schlug ich vor, Punkt 11 des beabsichtigten Abkommens anders zu formulieren. Dort war von Atomsprengelementen die Rede. „Welchen Text schlagen Sie denn vor?“ fragte Chaban-Delmas. Meine Antwort: „Gemeinsame Erforschung und Nutzung der Kernenergie für militärische Zwecke.“ Damit entfielen zum einen das heikle Wort Atomsprengelemente, zum anderen sei ein unabhängiges Energieversorgungsnetz für die Truppe von großem Interesse für uns. Was wir brauchten, so argumentierte ich, seien stromnetz-unabhängige Generatoren, weil im Kriegsfall das Stromnetz und damit die Stromversorgung unserer militärischen Einrichtungen ausfielen. Für solche Notaggregate kämen kleine Atommeiler in Frage – wir dachten damals, daß eine solche Entwicklung möglich sei. Interessiert seien wir auch an nuklearen Schiffsantrieben.

Wenn das Abkommen bekannt werden sollte, könnte ich mich darauf zurückziehen, daß ich diesen Vorbehalt gemacht hätte. Wir könnten dann sagen, daß wir uns an diesem Gemeinschaftswerk beteiligten, daß unser Interesse aber nicht den Sprengkörpern, sondern transportablen Kleinreaktoren und atomaren Schiffsantrieben gelte.

Das Abkommen wurde paraphiert, und jeder Unterzeichner nahm eine Kopie mit. Die Franzosen schlugen als nächsten Schritt die Besichtigung von Pierrelatte vor, danach sollten die Fragen der Arbeitsteilung und der Finanzierung geklärt werden. Aber es passierte nichts mehr. Das Siechtum der Vierten Republik beschleunigte sich, de Gaulle kam an die Regierung, aber die Einladung nach Pierrelatte blieb aus.

Das Thema nukleare Zusammenarbeit war aber bei den Franzosen nicht vergessen. General de Gaulle gebrauchte 1964 bei seinem Besuch in der Bundesrepublik eine Formulierung, die das Tor noch einmal weit aufstieß. Er sei bereit, mit den Deutschen in allen Bereichen gemeinsame Sache zu machen – eine umfassende Aussage, die nicht nur ich dahingehend interpretierte, daß in diese Kooperation auch die nukleare Bewaffnung einbezogen sei. Bundeskanzler Erhard blieb taub. Damit war das Thema endgültig erledigt, eine historische Chance vertan.

Der großen militärstrategischen Diskussion in der Bundesrepublik über Sinn oder Sinnlosigkeit konventioneller Bewaffnung war eine entsprechende Diskussion in Amerika vorgegangen. Es ging um die Frage, ob es in Zukunft nur mehr eine Form des Krieges geben könne, nämlich den „all-out nuclear war“, den totalen Atomkrieg. Im Sommer 1956 hatte Admiral Arthur Radford, Vorsitzender der Vereinigten Stabschefs der US-Streitkräfte, öffentlich geäußert, daß ein Krieg nur mehr mit nuklearen Waffen geführt werden könne und konventionelle Streitkräfte daher weitgehend ihren Sinn verloren hätten.

Die Auseinandersetzung, zu der Admiral Radford mit seinen Aussagen den Startschuß gegeben hatte, bestimmte auch meine erste Nato-Ministerrat-Konferenz im Dezember 1956. Am Rande dieser Konferenz der Außen- und Verteidigungs-